

Juliane Sucker und Lea Wohl von Haselberg (Hrsg.): Bilder des Jüdischen. Selbst- und Fremdzuschreibungen im 20. und 21. Jahrhundert. Berlin – Boston: de Gruyter 2013. 394 S., 99,95 €.

Fragen nach „jüdischer Identität“ und die damit verbundene Kategorisierung von Personen, Orten, Kunstwerken und Texten als „jüdisch“ werden in Deutschland in den letzten Jahren auf verschiedenen Ebenen und in unterschiedlichen gesellschaftlichen Sphären verstärkt diskutiert. In Ausstellungen, Feuilleton-Debatten, Spiel- und Dokumentarfilmen sowie einem wachsenden Korpus an Gegenwartsliteratur tritt das „reziproke Verhältnis von jüdischem Selbstverständnis und von Fremdzuschreibungen“ zutage, wie es die Herausgeberinnen des vorliegenden Sammelbandes zum Ausgangspunkt

ihrer Überlegungen machen. Folgt man der Argumentation von Christina von Braun, so liegt der Grund für diese verstärkte Auseinandersetzung im paradigmatischen Charakter eben jener „jüdischen Identität“, die sich – mit Stuart Hall gedacht – durch ihre Veränderbarkeit innerhalb der verschiedenen Repräsentationen auszeichnet. Von Braun diagnostiziert in ihrem Vorwort:

„[...] heute wird erkennbar, dass das Prozesshafte, dem die ‚jüdische Identität‘ ihre Kontinuität verdankt, zu einem wichtigen Bestandteil aller modernen ‚postchristlichen‘ Identitäten geworden ist – auch der deutschen“ (S.9).

Der Sammelband aus der Reihe „Europäisch-jüdische Studien“ des Moses Mendelssohn Zentrums in Potsdam, dem dieses Vorwort vorangestellt ist, erweist sich gleich in mehrfacher Hinsicht als bemerkens- und lesenswert. So liegt ihm weder eine wissenschaftliche Tagung zugrunde, noch steht eine etablierte akademische Institution hinter dem Konzept. Hervorgegangen aus der Eigeninitiative einer Reihe von NachwuchswissenschaftlerInnen, die sich im Rahmen des Ismar Elbogen-Netzwerks für jüdische Kulturgeschichte e. V. zu einer „AG Juden.Bilder“ zusammengeschlossen haben, versammelt der Band disziplinübergreifend 17 Einzelstudien, die sich auf methodisch vielfältige Weise und anhand sehr unterschiedlicher Gegenstände mit der Frage nach Bildern des Jüdischen auseinandersetzen. Die beiden Herausgeberinnen umreißen das Anliegen in ihrer Einleitung als „ein Projekt, das darauf abzielt, an einen Trend anzuknüpfen, der sich in den letzten Jahren zu einem (populär-)wissenschaftlichen, öffentlichkeitswirksamen und durchaus nicht unproblematischem Diskurs entwickelt hat“ (S.18), und zeigen anhand eines kursorischen Überblicks zu Fremdheit und Stereotypisierung von Simmel bis Bhabha die allgemeineren theoretischen Anknüpfungspunkte des Projektes.

Teil I „Zeichen und Repräsentationen“ beginnt – wie sollte es anders sein – mit einem Bild. Hildegard Frübis untersucht in ihrem Beitrag „Porträt und Typus“ u. a. anhand von Bildtafeln im „Jüdischen Lexikon“ und Bildern von Eugene Delacroix die Repräsentationen der (schönen) Jüdin, wie sie insbesondere der Orientalismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts hervorgebracht hat. Gewissermaßen als Kontrapunkt hierzu fragt Silke Hoklas „Alberich, Repräsentant der finsternen Mächte?“ und widmet sich der Darstellung des Zwergen Alberich in Fritz Langs Nibelungen-Film von 1924 zum Beispiel als Träger stereotyper Attribute wie das des „raffenden Juden“. Hoklas zeigt, dass Lang sich mit den Darstellungstraditionen der Figur etwa bei Wagner

intensiv auseinandergesetzt hat. Ebenfalls im Bereich der Filmwissenschaft ist Lea Wohl von Haselbergs Beitrag „Zwei Juden an einem Tisch und schon lachst Du Dich kaputt“ angesiedelt, der die Rolle des „jüdischen Humors“ als mal verbindendes, mal Differenz markierendes Gestaltungsmittel im deutschen Film untersucht. Der Teil endet mit einer kritischen, sozialwissenschaftlich grundierten Rekapitulation des Hypes um ein „jüdisches Berlin“ und das „Scheunenviertel“ als historisch unscharfe, aber touristisch verwertbare „Marke“, die Alexander Jungmann als „Fremdbilder des Jüdischen“ analysiert.

Der geografische Fixpunkt dieses Viertels, die Grenadierstraße, führt direkt ins „Da-Zwischen“, dem ersten Beitrag von Teil II „Zwischenräume“, in dem Alina Bothe den von ihr selbst aus dem Jiddischen übersetzten Roman „Grenadierstraße“ von Fischl Schneersohn aus dem Jahr 1935 unter Rückgriff auf die post-colonial studies als Zwischenraum und „third space“ der Aushandlung von jüdischen Identitäten im Transitraum Berlin liest. Zugleich wird hiermit eine Reihe von Beiträgen eingeleitet, die sich auf innerjüdische Identitätsdebatten konzentrieren, etwa auf die Darstellung von „Ostjuden“ in der jüdischen Presse der Weimarer Republik (Anna Michaelis: „...daß die Ostjuden Sünder und die deutschen Juden die reinen Engel wären...“), die Suche der Schriftstellerin Gabriele Tergit nach einem „jüdischen Ich“, die sich in starken Überarbeitungen ihrer eigenen Texte nach der Schoa widerspiegelt (Juliane Sucker: „... auf Gedeih und Verderb mit Deutschland verbunden“?) und die langjährige briefliche Auseinandersetzung zwischen Gershom Scholem und Hannah Arendt über Judentum, Exil und Zionismus (Andreas Stuhlmann: „Sie sehen: ich bin wütend“). Anhand von autobiografischen Zeugnissen zeigt Lena Kreppel zum Ende dieses Teils in ihrem Beitrag „Ein deutsch-jüdischer Emigrant im Erstkontakt mit dem Zionismus“, wie sich der nach Palästina eingewanderte „Jecke“ Fritz Wolf zu den zionistischen Anforderungen an eine neue hebräische Identität in Verhältnis gesetzt hat.

Teil III „Spiegelungen und Projektionen“ greift mit einem historischen Beitrag von Hannah Ahlheim noch einmal „Das Vorurteil vom ‚raffenden‘ Juden“ auf und verfolgt die Entwicklung und Wirkmacht dieses „Märchens“ sowohl in antisemitischen als auch in jüdischen Publikationen der Weimarer Republik. Im selben historischen Kontext untersucht Regina Schleicher („Schlemiel“ – Jüdische Identität in der Satire des Kaiserreichs und der Weimarer Republik) die satirische Auseinandersetzung insbesondere mit innerjüdischen Verwerfungen und antisemitischen Vorwürfen in der Zeitschrift

„Schlemihl/Schlemiel“. Knut Martin Stünkel geht in seinem Aufsatz „Judentum als traditionelle Kritik“ der Frage nach, wie sich der Leo Baeck-Schüler Max Wiener in seinen Schriften mit dem Verhältnis von Tradition und Kritik im Judentum auseinandersetzt und damit insbesondere in einen Dialog mit dem Protestantismus tritt. Die Beiträge zu den als Doppelgänger auftretenden, mit veränderbaren Namen und nicht festlegbaren Identitäten versehenen jüdischen Figuren in Doron Rabinovicis Romanen (Susanne Düwell: „Das zwanghaft projizierte Selbst“) und zu den Darstellungen jüdischer Protagonisten in der frühen deutschen Nachkriegsliteratur (Ulrike Schneider: „Versöhnung als Konzept der Verdrängung“) nähern sich schließlich der Frage nach Projektionen aus literaturwissenschaftlicher Sicht.

Auch Teil IV „Aufbrüche“ hat einen literarischen Schwerpunkt. So weist Paula Wojciks Aufsatz „Mehr als Opferrivalität und Schuldabwehr?“ aus komparatistischer Perspektive in Texten der deutschen und polnischen Gegenwartsliteratur nach, in welchem Maße hier die vermeintlich sicheren Dichotomien und Grenzen verwischen. Die völlige Abkehr von den angebotenen jüdischen Identitätsmodellen als Reaktion auf die transgenerationell vererbten Traumata arbeitet Alexander Rasumny („Den Hass auf die Geschichte wegerzählen“) in einer narratologischen Analyse von Robert Menasses Roman „Die Vertreibung aus der Hölle“ heraus. Abschließend perspektiviert Ruth Zeifert („Wir Juden, die Juden – ich Jude?“) die anfängliche Frage nach jüdischer Identität noch einmal grundsätzlicher aus der Sicht sogenannter „Vaterjuden“, die sich stets auf beiden Seiten der Dichotomie jüdisch/nicht-jüdisch wiederfinden.

Wie die Herausgeberinnen völlig zu Recht bemerken, ist die letztendlich erfolgte Anordnung und Gruppierung der Beiträge nur eine mögliche Lesart des in mehrfacher Hinsicht heterogenen Forschungskorpus. Andere Schwerpunktsetzungen – etwa nach historischen, medialen oder fachlich-disziplinären Kriterien – wären denkbar gewesen. Das Nebeneinander exemplarischer Einzelstudien, die durch vielfache Fäden und gemeinsame Bezugnahmen verbunden sind, bildet dabei zugleich ein Mosaik, das die fachliche Breite, in der sich die Jüdischen Studien in Deutschland in den letzten Jahren entwickelt haben, widerspiegelt und durchaus als Aufforderung an den wissenschaftlichen Nachwuchs verstanden werden kann, dem Bild zukünftig weitere Steinen hinzuzufügen.

Sebastian Schirrmeister, Hamburg